Editorial

Karin Lohr

E-Communities und E-Movements, E-Business-Systeme, sozialstaatliche Sicherheitsleistungen, Schönheitsoperationen und Doping sind die Themen, die in diesem offenen Heft verhandelt werden. Die disziplinären Zugänge sind ebenso vielfältig: akteurs- und handlungstheoretische, organisations-, sport-, medien- und kommunikationssoziologische Perspektiven werden ergänzt um solche der politischen Soziologie. Eine gemeinsame Klammer lässt sich also für die Beiträge des Heftes kaum finden. Was die Beiträge jedoch eint, ist, dass sie allesamt versuchen, neue soziologische Sichtweisen auf aktuelle Problemlagen zu entwickeln, theoretische Überlegungen zu erproben und anhand empirischer Befunde zu untermauern.

Internetbasierte kollektive Phänomene wie Swarms, Crowds, Social Networks, E-Movements und E-Communities sind in der neueren sozialwissenschaftlichen Forschung inzwischen angekommen. Zumeist werden diese Phänomene lediglich empirisch beschrieben, aber wenig soziologisch hinterfragt. Diese Lücke möchten Ulrich Dolata und Jan-Felix Schrape mit ihrem Beitrag schließen. Im Zentrum steht die Frage, wie sich soziale Netzwerke im Internet als kollektive Formationen konzeptualisieren lassen und welche Rolle technologische Infrastrukturen im Web 2.0 bei der Strukturierung und Institutionalisierung sozialer Aktivitäten spielen. Ihr Anspruch ist es, eine akteurs- und handlungstheoretische Fundierung für die Kollektivbildungsprozesse im Netz zu liefern und zugleich die technologische Komponente dieser Phänomene in den Blick zu nehmen. Wir haben es mit einer Vielzahl von Communities, Plattformen, Netzwerken etc. im Internet zu tun, ohne dass bereits ausreichend geklärt ist, inwiefern es sich hierbei um handlungsfähige kollektive Akteure handelt, die die Konfiguration der modernen Gesellschaft dauerhaft verändern. Die Autoren unterscheiden zwischen nicht-organisierten Kollektiven einerseits und handlungs- und strategiefähigen kollektiven Akteuren andererseits und verorten diese Formationen zwischen Individuen und Organisationen. Die im Web vor allem durch Unternehmen (z. B. Twitter, Facebook) bereitgestellten technischen Infrastrukturen haben eine ermöglichende, koordinierende, regelsetzende, aber auch kontrollierende und beschränkende Wirkung auf Kollektivbildungsprozesse. Die Plattformen verbinden also neue technische Möglichkeiten mit sozialen Konstruktionsleistungen von

Online publiziert: 18.03.2014

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

K. Lohr (✉)

Berlin, Deutschland

E-Mail: karin.lohr@sowi.hu-berlin.de

Akteuren. Und sie wecken deshalb viele Begehrlichkeiten, wie sich die auf ihnen versammelten Daten und Nutzer vermarkten oder ausspionieren lassen.

Internetbasierte Infrastrukturen sind ebenfalls Gegenstand des Beitrages von Markus Hertwig, allerdings geht es ihm um deren Relevanz für Unternehmen bei der Abwicklung von Geschäftsprozessen. Im Mittelpunkt steht die Adaption an Computersysteme und Softwarepakete, die in Unternehmen der Automobilzulieferindustrie zum Einsatz kommen. Vor dem Hintergrund neo-institutionalistischer Ansätze in der Organisationsforschung setzt sich der Autor mit der Frage auseinander, ob bei der Einführung von E-Business-Systemen Entkopplungsprozesse zu identifizieren sind, d. h. ob Unternehmen Technikfassaden aufbauen, um gegenüber Abnehmern und Kunden Legitimität zu erlangen. Externe Konformitätserwartungen und interne Effizienzziele können so in einen Widerspruch geraten, obwohl sie sich auch nicht zwangsläufig ausschließen. Anhand des Datensatzes einer Telefonumfrage bei Automobilzulieferern sucht Hertwig nach den Faktoren, die Entkopplungsstrategien von Unternehmen beeinflussen. Die empirische Analyse bezieht sich auf eine spezifische Form der Entkopplung: die Nicht-Integriertheit von E-Business-Systemen in andere technische Infrastrukturen. Geprüft wird, inwiefern Entkopplungsprozesse von externen Faktoren (Unsicherheit und Zwang, Kundenwünsche) und internen Faktoren (Rolle des angestellten Managements, Einbeziehung von IT-Abteilungen in Planungsprozesse zum E-Business-Einsatz, Erwartung personeller Probleme, Komplexität von E-Business-Systemen) beeinflusst werden. Die auf der Basis multivariater Analysen gewonnenen Befunde belegen zum einen die zentrale These neo-institutionalistischer Ansätze, dass Legitimitätsfassaden aufgebaut werden. Zum anderen zeigen die Ergebnisse, dass hinsichtlich der Wirkung der untersuchten Faktoren nicht immer eindeutige Antworten gefunden werden können. Unternehmen weisen E-Business-Systemen unterschiedliche Bedeutungen zu, und bewusste Strategien der Entkopplung ergeben sich aus Aushandlungsprozessen vor Ort.

Themenwechsel: Ist mit der ökonomischen Globalisierung eine erhöhte Nachfrage nach sozialen Sicherheitsleistungen der Nationalstaaten verbunden? Dieser Frage geht Ursula Dallinger in ihrem Artikel nach. Sie knüpft an Diskussionen an, die davon ausgehen, dass mit den Globalisierungsprozessen ein Rückbau der Wohlfahrtsstaaten einhergeht, während gleichzeitig die Bedürfnisse der Bürger nach sozialer Sicherheit steigen. Der paradoxe Befund vieler Studien ist aber, dass die Sozialausgaben eher steigen als sinken. Der theoretische Ausgangspunkt der auf dieser Problembeschreibung basierenden Analyse ist die Annahme, dass Wählerinteressen politische Entscheidungen wesentlich beeinflussen (domestic demand), da trotz enger werdender ökonomischer Handlungsspielräume politische Konflikte vermieden werden sollen. Die Autorin argumentiert, dass der in der Diskussion unterstellte Kausalzusammenhang zwischen Globalisierung, steigenden Sicherheitsbedürfnissen und dem daraus resultierenden Wählerdruck nicht berücksichtige, ob mit der Öffnung der nationalen Ökonomien tatsächlich eine Zunahme der subjektiv empfundenen Jobunsicherheit und der Arbeitslosigkeit verbunden ist und wie sich das in den Forderungen nach sozialstaatlichen Kompensationen niederschlägt. Zudem ist zwischen der Sicherheits- und der Gleichheitsdimension von Sozialpolitik zu unterscheiden sowie dementsprechend zwischen den Forderungen nach einer Absicherung von Arbeitsmarktrisiken und einer egalitäreren Umverteilung von Einkommen. Wenn soziale Klassen und Schichten von der ökonomischen Globalisierung unterschied-

lich betroffen sind, so müsste sich dies auch in differenten Forderungen nach sozialer Sicherheit zeigen. Anhand von Daten des International Social Survey Programme aus den Jahren 1990, 1996 und 2006 untersucht Dallinger, ob und wie sich ökonomische Offenheit auf die subjektive Jobunsicherheit und die Sicherheitserwartungen der Bürger auswirkt. Die mit multivariaten Verfahren ausgewerteten Daten geben Auskunft darüber, wie sich in den 21 in die Analyse einbezogenen Ländern der Einfluss einer ökonomischen Öffnung auf Forderungen nach sozialer Absicherung bei Arbeitslosigkeit und nach staatlicher Umverteilung darstellt. Die überraschenden Ergebnisse verweisen auf komplexe Zusammenhänge, die vereinfachte Annahmen über die Kausalbeziehungen zwischen ökonomischer Öffnung, steigender Arbeitslosigkeit, zunehmenden Risiken sowie höheren Erwartungen an sozialstaatliche Leistungen modifizieren. Vielmehr lassen sich z. T. negative Effekte von Jobunsicherheit und Arbeitslosigkeit auf die Nachfrage nach sozialstaatlichen Sicherheitsleistungen nachweisen, die aber zugleich mit einer Polarisierung der sozioökonomischen Schichten hinsichtlich ihrer Forderungen nach Sozialausgaben für Arbeitslose einhergehen.

Der Gedankensprung von einer international vergleichenden quantitativen Analyse von Globalisierung, Jobunsicherheit und Forderungen nach sozialstaatlicher Absicherung zur Kommunikation von Schönheitsoperationen kann größer kaum sein. Elke Wagner setzt sich mit der prominenten These auseinander, dass Schönheitsoperationen durch manipulative Medienbotschaften befördert werden. In medien- und kommunikationssoziologischen Untersuchungen wie auch im feministischen Diskurs ist immer wieder von einer Zurichtung wettbewerbsförmiger Körper und einer „Ausrichtung des Sozialen an den Maßstäben ökonomischer Verwertung“ die Rede. In kritischer Distanzierung hierzu entwickelt die Autorin das Argument, dass sich mediale Formatvorlagen alltagspraktisch bewähren müssen. Frauen, die sich für Schönheitsoperationen entscheiden, vollziehen aktive Prozesse der Medienaneignung und bearbeiten die medialen Vorlagen diskursiv in Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper und ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld. Auf der Grundlage von narrativen Interviews mit Schönheitschirurgiepatientinnen untersucht die Autorin empirisch, wie die Formatvorlagen in deren Begründungen für diesen Körpereingriff eingearbeitet werden. Es geht also um den Entscheidungsprozess für eine Schönheitsoperation und dessen Legitimationsprobleme einerseits sowie um den Einfluss von Medien bzw. visuellen Körperbildern auf diesen andererseits. Herausgearbeitet werden Entscheidungs- und Rechtfertigungsmuster, die von den Akteurinnen für plausibel gehalten werden. Die zahlreichen Interviewauszüge zeigen, dass die befragten Frauen über einen längeren Zeitraum hinweg kognitive Transformationen vornehmen, die Entscheidung also nicht unmittelbar durch Medieneinflüsse hervorgerufen wird, sondern die ästhetische Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper zentral ist. Die allgegenwärtigen medialen Formatvorlagen schüren allerdings auch das Risiko, in eine Dauerirritation über das eigene Körper(selbst)bild hineinzugeraten.

Angesichts der jüngsten Fälle von Doping bei den olympischen Winterspielen, welche die Diskussion über eine Verschärfung von Dopingverböten und stärkere Dopingkontrollen erneut aufflammen lassen, ist der Beitrag von Mateusz Stachura höchst aktuell. Seine zentrale These lässt die Lesart zu, eine Legalisierung von Doping resp. eine Kontrolle ohne Verbot könnte dazu führen, das Spannungsverhältnis zwischen dem Dopingverbot als externer Norm und dem Leistungsgebot als interner Norm aufzubrechen. Hinter dieser

auf den ersten Blick gewagt erscheinenden These steht aber vor allem das originär soziologische Interesse des Autors an den normativen Regulierungs- und Deregulierungsdynamiken in unterschiedlichen Sportbereichen, die fundamental voneinander abweichen können. Am Beispiel zweier Extremsportarten, dem Straßenradsport und dem Höhenbergsport, geht der Autor der Frage nach, warum Doping im Spitzenradsport zur (illegalen) Normalität gehört, im Bergsport dagegen nicht illegal, aber bei der Elite verpönt ist. Stachura arbeitet heraus, welche Regulierungs- und Deregulierungsprozesse sich in beiden Sportarten über einen längeren Zeitraum vollzogen haben. Ihn interessiert, wie sich im Ergebnis dieser Institutionalisierungsprozesse das Verhältnis von externen (z. B. Dopingverböten) und internen Normen (sportspezifische Spielregeln) darstellt und welche Konsequenzen diese normativen Konstruktionen für die Definition von Leistung im Sport haben. Anhand von Veröffentlichungen in den Printmedien und Äußerungen von den Sportlern selbst wird rekonstruiert, welche kollektiv geteilten Regeln bezüglich welcher zentralen Werte und Normen in beiden Sportarten faktisch Geltung erlangt haben – und warum. Beide Sportarten haben gegenläufige Normentwicklungen genommen. Während der Straßenradsport als stark extern reguliert erscheint (Dopingverbot), obgleich intern Doping (fast) zur Normalität gehört, weist der Höhenbergsport kaum externe Regulierungen, aber ausgeprägte interne Normen auf, die die Anerkennung von Leistung strikt an die Bedingung der Nicht-Nutzung von verfügbaren leistungssteigernden und technischen Mitteln koppeln (Alpinstil). Der Autor bleibt nicht bei einer Beschreibung dieser Entwicklungsdynamiken stehen, sondern bietet eine Erklärung dafür an, warum im Radsport eher Deregulierungs- und im Bergsport eher Reregulierungsprozesse zu beobachten sind: Sie wurzeln u. a. in Unterschieden bei den Distinktionschancen von Erfolg, der Transparenz der Hilfsmittel und den technischen Restriktionen für Leistungssteigerungen. Genau an dieser Stelle setzt die eingangs erwähnte Option „Kontrolle ohne Verbot“ an, wenn dadurch eine volle Transparenz über die eingesetzten Mittel geschaffen werden könnte. Diese Möglichkeit steht und fällt aber auch mit der Ausgestaltung und Geltungskraft der Norm der Fairness selbst – der Fairness bei der Art der Leistungserbringung und bei der Anerkennung aller oder nur außergewöhnlicher Leistungen. Eine Winner-takes-all-Gesellschaft könnte die Norm der Fairness erodieren lassen, weil eine Gesellschaft, in der nur Siege und Sieger zählen, starke Anreize produziert, auf alle erdenklichen Mittel zurückzugreifen, die Erfolg über andere versprechen, die dann nur noch als Verlierer gelten.